

Leseprobe: Solifera – Sonnenbringerin

Wie ein glutroter Feuerball sank die Sonne Kaledonas dem Wasserspiegel entgegen. Ihr Leuchten tauchte die Oberfläche des nur in sanften Wellen dahinplätschernden Meeres und die über ihr in bizarren Formen dahintreibenden Wolken in ein faszinierendes, kurioses und unbeschreibliches Farbspektrum zwischen Sonnenblumengelb und dunkelstem Bordeaux. Flammen schienen am Horizont emporzulodern, den Feuerball einzuhüllen. Wollte die licht- und wärmespendende Kugel mit diesem grandiosen Feuerwerk für immer ihren Abschied nehmen? Tiefer und tiefer glitt sie, zog die hellen Farbtöne mit sich, verwandelte das Ende des sichtbaren Himmels in einen Ozean aus Blut und Lava. Langsam, so langsam, dass die einsame Gestalt, die reglos auf der höchsten Düne des breiten Strandes stand, das Schauspiel in all seiner ehrfurchtgebietenden Schönheit verfolgen konnte, veränderte sich das Bild. Wie aus den Unendlichkeiten des Alls schoben sich dunkle Schwaden in das schimmernde Rot, verwischten es, überdeckten es, und brachten es schließlich ganz zum Erlöschen. Ein letztes aufbegehrendes Auflodern, dann versank der glühende Kranz endgültig unter dem Wasserteppich. Auch seine sich wie ein aufgeschwungener Fächer zum Halbkreis ausstreckenden Strahlen konnten das allmähliche Verglimmen nicht verhindern. Die Dämmerung zog herauf, und wo vor ein paar Minuten noch ein heftiger Kampf um die Vorherrschaft getobt hatte, setzte sich nun die Nacht mit ihrer alles einschließenden Dunkelheit gegen das Licht des Tages durch. Samtblau, mit unendlich vielen Sternen, legte sie sich wie eine Decke über das Land.

Noch immer stand Antalia auf ihrer Düne, allein, gebannt beobachtend. Aufgewachsen war sie am Fuß der Berge, umgeben von üppigen Wiesen, grünen, rauschenden Wäldern, zackigen Felsen und gurgelnden Bächen. Somit war dieser Sonnenuntergang ein solch überwältigendes Erlebnis, dass es noch eine ganze Weile dauerte, bis sie das faszinierende Naturschauspiel verarbeitet hatte und mit einem Senken der Augenlider ein erstes Zeichen von Leben in ihren Körper zurückkehrte.

Vor wenigen Tagen hatte sie ihren sechzehnten Geburtstag gefeiert. Das Schuljahr hatte seinen Abschluss gefunden, und der obligatorische Familienurlaub, auf den sich alljährlich jeder bereits zu freuen begann, sobald die Rückreise des vorangegangenen angetreten werden musste, hatte sie in diesem Jahr erstmals ans Meer geführt. Vater, Mutter und ihre zwei Brüder hatten es nach der anstrengenden Herfahrt nicht mehr über sich gebracht, die kleine Blockhütte, die nun ihr Feriendomizil war, zu verlassen. Antalia jedoch hatte, angetrieben von einer Sehnsucht, die sie sich selbst nicht erklären konnte, ihre Eltern um Erlaubnis gebeten. Seltsam elektrisiert war sie dem kleinen Trampelpfad zwischen den Sandhügeln hindurch gefolgt und, als dieser zum Strand hinunter führte, links abgebogen, um diese Düne hinaufzuklettern. Ihre Augen hatten die riesige Wasserfläche noch kaum erfasst, als eine warme Welle wie ein freudiger Willkommensgruß durch ihren Körper gefahren war.

»Mein Zuhause!« Irgendwie war er dagewesen, dieser Gedanke, und obwohl Antalia von Natur aus weder grüblerisch veranlagt war, noch zu Träumereien neigte, manifestierte er sich derart nachdrücklich, dass sie nicht umhin konnte, ihm eine gewisse Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen. Ein Blick auf die kleine Armbanduhr, die ein Geschenk ihrer Brüder gewesen war, ließ sie zusammenzucken. Wie schnell doch die Zeit vergehen konnte, wenn die Sinne gefesselt waren. Aufseufzend kehrte sie der nun dunkelgrau gewordenen, leicht wogenden Wasserfläche den Rücken und trat den Heimweg an.

Die nächsten Tage waren ausgefüllt mit langen Spaziergängen am mit weißem Sand belegten, kilometerlangen Strand, dem Baden im glasklaren Wasser, Federball- oder Frisbeespielen, Faulenzen, ruhigen, gemeinsamen Mahlzeiten und vielen Unternehmungen, an denen alle ihre Freude hatten.

Obwohl kein Mitglied der Familie wasserscheu war, verbrachte Antalia mit Abstand die meiste Zeit in den Fluten. Ohne Furcht schwamm sie oft mehrere hundert Meter weit hinaus. Sie tauchte hinab zu den Korallenbänken, beobachtete das bunte Treiben der sie bevölkernden Fische, sammelte seltene Muscheln oder ließ sich nur einfach von den Wellen treiben. Dies war ihr Element, schon immer. Seit sie sich erinnern konnte, liebte sie das Wasser. Nie hielt es sie in ihrem Zimmer, wenn der Himmel seine Schleusen öffnete, und noch bevor sie laufen gelernt hatte, war das Schwimmen ein nicht mehr wegzudenkender Teil ihres Lebens geworden. Sie war Mitglied der Schulmannschaft und nahm regelmäßig an Wettkämpfen teil. Am wohlsten jedoch fühlte sie sich, wenn man sie sich frei im Wasser bewegen ließ.

Hier konnte Antalia diesem Bedürfnis erstmals in einer Weise nachgeben, wie es ihr bisher nie möglich gewesen war. So blühte sie regelrecht auf. Ihre Haut bräunte. Eine tief empfundene Freude manifestierte sich in ihr, und sie fühlte sich glücklich wie niemals zuvor. Jeden Abend stieg sie auf **ihre** Düne hinauf, sah sich den Sonnenuntergang an, ließ sich von den Farbspielen verzaubern. Auch die wenigen Tage, an denen es stürmte und die Wellen weit den Strand hinauf rollten, konnten ihrer Euphorie keinen Abbruch tun. Im Gegenteil! Fast gewaltsam musste sie gegen den Wunsch ankämpfen, sich nicht geradewegs in die tosenden Fluten zu stürzen, sich mitziehen zu lassen, in den Ozean hineinzugleiten und in den Wassermassen zu versinken.

Nur Jori schien diesen sonderbaren Drang in ihr zu spüren, denn immer wieder sah er sie warnend an und schüttelte unmerklich den Kopf.

So reihten sich die Tage aneinander. Urplötzlich waren vier Wochen vorbei, und die Heimreise stand an. Allen schien diesmal der Abschied schwerer zu fallen, als bei den bisherigen Urlauben, Antalia jedoch brach es fast das Herz.

Am letzten Abend stieg sie noch einmal den hohen Sandhügel hinauf. Entgegen ihrer Gewohnheit, ließ sie sich diesmal auf den staubfeinen Körnchen nieder, und ihr Blick verharrte noch auf dem Horizont, nachdem die Dunkelheit längst sämtliche Farben verschluckt hatte.

Antalia freute sich über die Rückkehr zur Schule. Sie hatte eine kleine, aber zuverlässige Gruppe von Freunden, kam im Unterricht bisher ohne große Anstrengungen mit und sehnte sich in gewisser Weise auch nach dem Training.

Die Umstellung nach den Ferien fiel allen in den ersten Tagen noch etwas schwer, aber nach und nach gewöhnten sie sich wieder an den strukturierten Ablauf. So nahm Antalia auch zunächst die kleinen Veränderungen gar nicht recht wahr und reagierte erstaunt, als ihre Freundin Nerit, die in den meisten Unterrichtsfächern neben ihr saß, sie eines Morgens leicht rüttelte und fragte, ob sie ihrer Lehrerin nichts erwidern wolle. Antalia hatte überhaupt nicht mitbekommen, dass sie angesprochen worden war. Leicht errötend entschuldigte sie sich, bat um die Wiederholung der Aufgabe und antwortete dann mit der gewohnten Sicherheit.

Zunächst nur gelegentlich, aber nach dem Jahreswechsel zunehmend häufiger, reihten sich solcherlei Geschehnisse aneinander, und die Ausrede, sie habe wohl vom vorangegangenen Training noch Wasser in den Ohren, verlor allmählich ihre Glaubwürdigkeit. Hatte sich Antalia anfangs kein bisschen über den augenscheinlichen Verlust ihrer Hörfähigkeit Gedanken gemacht, so begannen diese immer wiederkehrenden Aussetzer nun doch, sie zu ängstigen. Hinzu kam, dass sie an manchen Tagen von ihrem Sitzplatz in der vorletzten Reihe des Klassenzimmers aus kaum in der Lage war, Texte oder Formeln zu entziffern, die auf die große weiße Arbeitswand aufgebracht wurden. Weder ihr optisches, noch ihr akustisches Wahrnehmungsvermögen war dauerhaft beeinträchtigt. Die stetig sich wiederholenden Defizite jedoch setzten ihr mehr und mehr zu. Sie versuchte, ihre innere Unruhe zu überspielen, aber Nerit, Oriri und Xero konnte sie trotzdem nicht dauerhaft über ihre wirkliche Stimmung hinwegtäuschen.

Am Abend vor dem Jahreswechsel schließlich zerrte Xero Antalia zum Dienstraum des sie betreuenden Mediziners. »So«, sagte er mit einer Stimme, die keinen Widerspruch zuließ, »hier hinein gehst du jetzt, und du kommst nicht eher wieder heraus, als bis du dich endlich ausgesprochen hast! Wenn du schon mit **uns** nicht reden willst, dann lade wenigstens **hier** deinen Ballast ab!«

Nachdrücklich schob er sie in das Zimmer, nickte Redor noch einmal um Verständnis bittend zu, schloss die Tür und kehrte in den Speisesaal zurück.

Reglos stand Antalia noch immer an der Stelle, zu der Xero sie geschoben hatte. Tränen liefen über ihre Wangen. Obwohl ihre Augen weit geöffnet waren, schien sie weder den Raum, noch den Mann darin erfassen zu können.

Sanft ergriff Redor sie am Ellenbogen. Er führte sie zu der Liege, die an der linken Wand unter dem Fenster stand, war ihr beim Niederlegen behilflich, zog sich einen Stuhl heran und setzte sich ihr schräg gegenüber. Antalias Unterlippe zitterte. Sie starrte die Decke an, aber sah sie sie auch? Vorsichtig nahm der Heilkundig ihre rechte Hand in seine beiden. Sie war eiskalt und

feucht. So verharrte er eine Weile. Schließlich entspannte sich der Körper des Mädchens. Ein tiefer Atemzug entwich ihrer Brust und endlich, endlich begann sie zu reden.

»Ich weiß nicht, was mit mir los ist«, brach es aus ihr heraus. »Ich höre Dinge, die ich nicht hören sollte, und andere, von denen es wichtig wäre, **dass** ich sie höre, entziehen sich mir, als wäre ich zeitweise taub. Meine Augen spielen verrückt. Über immer längere Zeiträume hinweg sehe ich kaum noch etwas, habe das Gefühl, durch einen Wasserfilm zu starren. Alles ist undeutlich und verzerrt. Aber als ich gestern die Schwimmbrille absetzte und ohne diese untertauchte, da war auf einmal alles klar ...« Sie schluchzte. »Überhaupt – das Wasser – es zieht mich an wie ein Magnet, es flüstert ... Nicht jedes Wasser – nur das, das fließt ... der Yolago unten in Olayum ... das Meer ... Ich träume ... nicht bizarr und unverständlich – eher so, als sollte ich irgendwas vermittelt bekommen. Aber wenn ich aufwache, kann ich die Informationen nicht abrufen. Ich suche, und finde sie einfach nicht mehr ...«

Ein leises Aufstöhnen unterbrach Antalias Redefluss. Ihre Linke näherte sich ihrem Gesicht, wischte über die feuchten Wangen und fiel, kraftlos, wie es den Anschein hatte, wieder neben ihren Körper zurück.

»Und dann dieser ständige Kampf um jede noch so kleine Bewegung«, fuhr sie leise fort. »Alles erfordert so viel Kraft – alles, außer dem Schwimmen. **Dabei** habe ich seit einiger Zeit den Eindruck, das Becken sei zu klein ... und wenn ich mich nicht zurückhalte, durchbreche ich die Mauern und schwimme einfach davon ...«

Erschöpft schwieg sie. Redor hatte sie kein einziges Mal unterbrochen, keine Fragen gestellt, nur hin und wieder genickt. Sicher, er hatte auch schon Schizophrenie erlebt, aber das, was die junge Frau berichtete, deutete nicht in diese Richtung.

Die letzten zwei Wochen, in denen er sich intensiv mit ihr beschäftigt hatte, hatten ihm einiges eröffnet, was ihm bisher nicht bewusst geworden war: Die Anmut ihrer Bewegungen, das Flattern ihrer Haare, auch wenn es absolut windstill war. Soeben bemerkte er den Wechsel der Farbe ihrer Augen. Ohne ein einziges Zwinkern waren sie auf die Decke gerichtet. Ihr durchscheinend dunkles Sherrybraun wurde zu einem leuchtend hellen Honiggelb, als sie ihre Verbundenheit mit dem Wasser darzustellen versuchte. Die Hand in der seinen verlor an Spannung, und als er abermals in ihr Gesicht blickte, hatten sich ihre Lider geschlossen. Ihr Brustkorb hob und senkte sich in regelmäßigen Abständen – sie war eingeschlafen.

Sorgsam deckte er Antalia mit einer Decke aus einem seiner Schränke zu, nahm in seinem bequemen Schreibtischstuhl Platz, legte die Füße hoch, löschte die kleine Lampe, die auf dem Tisch stand, und machte sich auf eine anstrengende Nacht gefasst.

Mit einem Ruck erwachte Antalia. Noch deutlich war ihr die Empfindung des Fallens bewusst, und obwohl der Aufschlag weich und schmerzfrei gewesen war, so stellte er doch den abrupten Abbruch des vorangegangenen Geschehens dar. Verwirrt sah sie sich um. Im Dämmerlicht des

noch frühen Morgens erkannte Antalia, dass sie noch immer auf der Liege in Redors Untersuchungszimmer lag. Den Mediziner selbst gewährte sie erst, nachdem sie sich aufgesetzt hatte. Hatte er tatsächlich die ganze Nacht in diesem Zimmer verbracht, um sie nicht alleine zu lassen? Eine warme Welle der Zuneigung durchströmte sie, gleichzeitig jedoch so etwas wie Scham, dass er ihretwegen solche Unannehmlichkeiten auf sich nahm. Leise glitt sie von der Liege und war eben im Begriff, die Tür zu öffnen sowie den Raum zu verlassen, als sie Redors Stimme »bitte geh noch nicht, Antalia«, sagen hörte.

Hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch zu fliehen und dem Bedürfnis, sich ihm zu offenbaren, blieb sie stehen. Der Kampf war entschieden, noch bevor er begonnen hatte. Langsam drehte sie sich um. Als sich ihre Blicke begegneten, wusste sie, dass er sie nicht für verrückt hielt, sie nicht als Psychopatin einstufte, sondern erkannt hatte, dass sie mit Veränderungen ihrer selbst rang, in eine Sackgasse geraten war und Hilfe brauchte.

»Erzähl mir von den Träumen der letzten Nacht«, bat er. Als Antalia beunruhigt ihre Augen von ihm abwandte, fuhr er erklärend fort: »Ich habe dich murmeln hören. Es war wie eine Rezitation, aber ich konnte die Worte nicht verstehen. Wieder und wieder hast du sie wiederholt. Sie müssen wichtig gewesen sein. Vielleicht sind sie der Schlüssel zu allem. Versuche, dich zu erinnern.«

Schweigend ging das Mädchen zu der Liege zurück, von der es sich wenige Minuten zuvor erst erhoben hatte, legte sich abermals darauf nieder, schloss die Augen und bemühte sich, die verflissenen Träume zurückzuholen. Redor setzte sich, wie auch am Tag zuvor, in den noch immer neben dem Ruhebett stehenden Stuhl. Dann ergriff er ihre Hand, die heute warm und weich in der seinen lag. Die Zeit schritt voran. Redor spürte Antalias Ringen um jeden Erinnerungsfetzen, jeden noch so flüchtigen Eindruck, jedes verwaschene Wort.

Eine halbe Stunde war bereits vergangen, als sie mit rauher Stimme zu flüstern begann. »Einer der Sätze, an die ich mich zu erinnern glaube, lautete: ›Folge deinem Herzen, Antalia«, und ein weiterer: ›Vergiss uns nicht«. Es war noch mehr, aber ich kriege es nicht zu fassen.«

»Was sagt denn dein Herz?«, fragte Redor ohne jeglichen Sarkasmus.

»Es hat Heimweh!«, antwortete Antalia spontan, ohne sich ihrer Aussage bewusst zu sein.

»Das habe ich vermutet«, entgegnete der Mediziner. »Aber es ist nicht das Heimweh nach dem Zuhause in den Bergen, nach deiner Familie, nicht wahr?«

Benommen drehte Antalia den Kopf. Das war keine rhetorische Frage.

»Nein«, gab sie zögernd zu. »Es ist das Wasser. Es ist immer wieder das Wasser.«

»Vielleicht bist du eine Nixe«, begann Redor behutsam, ihr seine Gedankengänge darzulegen.

»Das sagen meine Brüder auch immer, wenn sie mich aufziehen wollen«, schleuderte sie ihm, plötzlich verletzt und wütend, entgegen. Dunkelroter Bernstein funkelte ihn an.

»Ich will dich nicht necken. Ich meine das ernst, sehr ernst!«, erwiderte Redor ruhig. »Ich bin schon eine ziemlich lange Zeit an dieser Schule, weißt du, und es kommen Kinder von überall

hierher, um des Sportes wegen hier zu lernen. Man hört eine ganze Menge, wenn man sich nicht nur auf die rein medizinische Betreuung der Schüler beschränkt. Ich klinke mich, wie du weißt, auch oft in das alltägliche Leben ein, unterhalte mich, sehe mich als Ansprechpartner und Vertrauensperson. Ich interessiere mich für die Herkunft der Einzelnen, ihre familiären Hintergründe, die Geschichten, mit denen sie aufgewachsen sind. Das kann bei der Behandlung mancher Krankheiten sehr hilfreich sein. Wenn jemand mit der Vorstellung von Geistern, guten sowie bösen, aufgewachsen ist, hat es sich als äußerst wirksam herausgestellt, ihm das Herbeirufen von Heilgeistern durch die Einnahme der Medizin zu erklären. Das kurbelt die Selbstheilungskräfte an und beschleunigt den Gesundungsprozess. Bei dir ist mir deine Verbundenheit mit dem Wasser aufgefallen, schon ganz zu Anfang. Von all den Schwimmern, die an Domarillis trainieren, bewegt sich keiner in solch vollkommener Harmonie mit dem nassen Element. Es gibt Geschichten, in denen Wasserbewohner vorkommen. Meist sind es Märchen, aber möglicherweise besitzen sie einen wahren Kern.«

Stumm, mit gesenkten Augen, hatte Antalia Redors Ausführungen gelauscht. Die große Angst, sie werde langsam aber sicher verrückt, begann sich zurückzuziehen. Er hatte ihr einen Weg aufgezeigt. Einen Weg zu sich selbst. Ein flüchtiges Lächeln überflog ihre Züge, und als die Lider ihre Sehorgane erneut freigaben, strahlten diese wie sanft schimmernder Whisky.

Die nun folgenden Tage waren für Antalia leichter zu ertragen, wenngleich das Auf und Ab ihrer Befindlichkeit sie nach wie vor sehr mitnahm. Bisher hatte sie die Lehrer über ihren Zustand hinwegtäuschen können, ihren Freunden jedoch war er nicht verborgen geblieben. So war sie nicht umhingekommen, sich auch ihnen anzuvertrauen. Nerit hatte geweint, als Antalia endete. Xero hatte sie in die Arme genommen und lange festgehalten, Oriri dumpf vor sich hingestarrt, wie er es oft tat, wenn er nach Problemlösungen suchte und es in seinen Gehirnwindungen rauschte.

Nach einer ziemlich langen Weile, während der keiner der vier auch nur ein Wort gesagt hatte, setzte Oriri plötzlich zu sprechen an. »Ich bin an der Küste aufgewachsen, wisst ihr, in einem kleinen Fischerdorf, wo sich die Leute jeden Abend in der einzigen Gaststätte des Ortes treffen, um den Tag ausklingen zu lassen. Manchmal erzählen die Alten Geschichten. Das ist so Tradition. Eine hab ich besonders oft gehört. In den dunklen Nächten, wenn der Himmel von schwarzen Wolken verhangen ist, sollen die Meeresbewohner ihre missratenen Babys, die unter Wasser nicht leben können, am Strand ablegen und hoffen, dass die Landwesen sie aufziehen. Ich hab mal gefragt, ob einer von denen das jemals gesehen hätte. Da haben die anderen gelacht und gesagt, ich solle nicht jedes Seemannsgarn für bare Münze nehmen. Aber vielleicht ist ja doch etwas Wahres daran.«

Antalia war in Xeros Armen zusammengezuckt. Das waren fast dieselben Worte gewesen, die auch Redor gebraucht hatte. Aber sie war doch kein Findelkind? Ihre Eltern waren Ari und

Marian, und Jori und Toran waren ihre Brüder ... Ihre Gedanken überschlugen sich. Nie hatten ihre Eltern sie wie eine Fremde behandelt. Und sie hatte sie auch nie etwas anderes sagen hören, als dass sie deren Tochter sei. Natürlich war ihr der Unterschied zwischen den anderen und ihr aufgefallen, aber auch die Nachbarn hatten Kinder, die alle unterschiedlich in ihrem Aussehen waren.

»Du solltest mit deinen Eltern reden«, drangen Xeros Worte in ihren aufgewühlten Geist. Ihm war weder ihr Zusammenzucken noch ihre Verwirrung entgangen.

»Ja«, erwiderte Antalia mechanisch, »ja, ich sollte mit meinen Eltern reden.«